

Dinner Speech am 17. November 2017

Sehr geehrte Damen und Herren,

mein Name ist Heinrich Wolff, ich bin Mitglied der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, von Hause aus einer der sieben Öffentlich-Rechtler und gegenwärtig im forschungsfrei, was der Grund dafür sein dürfte, dass ich gebeten worden bin, heute zu Ihnen zu sprechen.

Ich freue mich sehr, Ihnen etwas über die Universität als Einrichtung berichten zu dürfen. Sie sind ein ausgewähltes Publikum. Das Auswahlkriterium für den heutigen Abend besteht, darin, entweder ein Amt innerhalb der Universität zu haben oder einen akademischen Preis erhalten zu haben bzw. zumindest jemanden zu kennen, der einen erhalten hat, mit der Folge, dass ich heute einer der wenigen bin, der diese Teilnahmeberechtigung nicht erfüllt.

Angesichts dieses Umstandes ist zwar davon auszugehen, dass alle hier im Raum Stehenden, das, was ich sagen möchte, schon wissen. Das macht aber überhaupt nichts. Ganz im Gegenteil. So scheint es, wie ich durch einen jahrzehntelangen teilweise schmerzhaften Lernprozess bitter erfahren durfte, gerade ein Wesenszug deutscher Universitätskultur zu sein, seinen Gesprächspartner etwas zu erklären, was dieser sowieso schon weiß, am besten mit großem Impetus, sicher jedoch mit einer Gestik, die zumindest offenlässt, ob man davon ausgeht, man würde Neues erzählen. Wichtig ist dabei, völlig unbeeindruckt von der Reaktion des Gesprächspartners zu bleiben und auf jeden Fall sicherzustellen, dass dieser nicht selbst zu Wort kommen aber auch nicht weglaufen kann. Diese Bedingungen erfüllt die Dinner Speech am heutigen Abend in vorzüglicher Weise, sodass es mir der richtige Ort dafür zu sein scheint Sie mit ein paar Gemeinplätzen zur Universität zu behelligen.

Als Titel wählte ich: Die Universität, eine Forschungseinrichtung oder ein Rudel von Wölf(f)en.

Da Sie vermutlich alle lesen können, werden sie eventuell das zweite in Klammern gesetzte „F“ entdeckt haben. Dies stellt einen literarischen Bezug zu meinem Nachnamen her, besitzt keinen echten Sinn, soll nur verwirren, ist taktisch klug und inhaltlich belanglos – demnach scheinwissenschaftlich.

Beginnen wir mit dem Rudelvergleich:

Die im Titel gestellte Frage ist eindeutig rhetorisch. Die Universität besteht ersichtlich nicht aus Wölfen. Wir laufen nicht auf vier Beinen, wir kleiden uns, wir essen kein rohes Fleisch, viele von uns überhaupt keins, die meisten von uns leben nicht im Wald, die Biologen und Geoökologen auch nur zu den Zeiten ihrer Feldversuche, wir können reden und müssen nicht bellen, was allerdings nicht allen geläufig zu sein scheint. Wenn wir nicht essen oder schlafen, stellen wir keinen anderen Lebenswesen nach, sondern Erkenntnissen und Anerkennung.

Wölfe hacken gerne aufeinander rum und leben in einer Hierarchieordnung. Die Universität lebt von einer kollegialen Gleichberechtigung, die die Kommunikation mitunter etwas schwierig macht, aber unglaubliche Innovationpotentiale freisetzt – Pech für die Wölfe. Gäbe es in der Universität nicht mehr Häuptlinge als Indianer wäre sie keine Universität mehr.

Wölfe ziehen zu 90 % den Schwanz ein, bei Wissenschaftlern völlig undenkbar.

Andererseits gibt es auch verblüffende Übereinstimmungen.

Wölfe heulen, Wissenschaftler sollten, wollen sie erfolgreich sein, nach einem gelegten wissenschaftlichen Ei, zumindest gackern.

Wölfe überleben überhaupt nur mit staatlichem Schutz, Universitäten, die privat finanziert sind, sind seltene Einrichtungen.

Wölfe steuern ihren Nachwuchs. Die Wissenschaft auch.

Trotz dieser gerade geschilderten Ähnlichkeiten gibt es mindestens zwei wichtige Unterschiede, die letztlich den Ausschlag geben.

So haben bei den Wölfen sachlich die Frauen das Sagen. Sie kontrollieren den Nachwuchs und die Entwicklung des ganzen Stammes. Die Wissenschaft in Deutschland ist von Männern dominiert.

Der größte Unterschied ist allerdings, dass wir uns im Unterschied zu den Wölfen fortentwickeln, der eine Wissenschaftszweig mehr als der andere. Die Theologie scheint auf der Stelle zu treten, die Kunst und Musikwissenschaft geht rückwärts, die Informatik sprintet nach vorne, als Gruppe insgesamt entwickeln wir uns massiv. Was ist der Grund für diese Entwicklung?

Im Gegensatz zu den Wölfen macht bei den Menschen nicht jeder alles, sondern wir gehen arbeitsteilig vor. Wir spezialisieren uns, tauschen uns aus, konservieren Anerkanntes und suchen auf dieser Basis nach neuen Erkenntnissen der unterschiedlichsten Art.

Kommen wir zur Universität

Die Universität steht bekanntlich an der Spitze der Forschung. Hier sollte daher die Arbeitsteilung und die Spezialisierung am größten sein. Jeder sollte das machen, was er wirklich am besten kann.

Die Alltagserfahrung eines durchschnittlichen Hochschullehrers sieht anders aus. Der Alltag ist geprägt von Dingen für die man weder ausgebildet ist noch sie besonders gut kann. Mein akademischer Lehrer Helmut Quaritsch meinte zu wissen, Hochschullehrer zu sein, könne man lernen. Worauf er mich auch nicht vorbereitete war aber, dass man zu

einem Drittel Aufgaben eines Datenwirt oder Computerfreak zu einem Drittel die eines Verwaltungsbeamten bewältigen muss.

Die Verwaltung der eigenen Homepage, die attraktive Gestaltung der Lehrmaterialien, die Wahrnehmung neuer Lehrmethoden, die Datensicherheit und Ähnliches werden entweder zum eigenen Forschungsgebiet oder zumindest zum eigenen Hobby, oder werden dilettantisch ausgeführt. Weiter geht es mit dem Haushaltsrecht. Ich bin seit 23 Jahren an mehreren Universitäten beschäftigt und überall ist das Haushaltsrecht irgendwie ein bisschen anders, ständig wandelt es sich. Ich persönlich löse das Problem so, dass ich Geld ausbebe, wenn ich Dinge brauche, ansonsten aber nicht; bekanntermaßen eine Horrorvorstellung für jeden Kanzler.

Nett sind auch die Personalaufgaben. Einstellung von Mitarbeitern, Führung von Mitarbeitergesprächen. Allein die Erfüllung des Urlaubsanspruches. Wenn ich allein wäre, würde ich fragen, warum in aller Welt unpromovierte, kinderlose wissenschaftliche Mitarbeiter Urlaub benötigen. Da ich aber nicht allein bin, stelle ich die Frage auch nicht. Sie wäre auch nicht sinnvoll zu beantworten.

Oder die Erstellung von Dienstzeugnissen. Wie jeder der einmal Arbeitsrecht gehört weiß, gibt es ein Geheimcode, mit Hilfe dessen, ohne Verletzung des Wohlwollensgebot, Eingeweihten mitgeteilt wird, ob der zu Beurteilende etwas taugt oder nicht. Gerne würde ich diesen Code kennen. Ich überlege mir immer individuelle etwas, mit der Folge, dass die Personalchefin des Bundesrechnungshofs meinte, als sie vor fünf Monaten meinen Assistenten einstellt, so ein Dienstzeugnis hätte sie ja noch nie gesehen – es sei echt professoral gewesen – was immer das heißen mag.

Die Universität ist sicher im Großen und Ganzen forschungsadäquat ausgestattet und es bleibt ein Gottesgeschenk, an einer Universität

arbeiten zu dürfen. Gibt es etwas, was an der Universität wirklich zu schätzen ist, ist es die Freiheit, die Möglichkeit Gedanken zu Ende zu gehen und ein Geist der Offenheit, die wenig Tabus kennt und ergebnisoffene Diskussionen zulässt. Wer jede Woche vor Studierenden unterrichten muss, mag zwar schlaflose Nächte haben, bleibt aber dennoch jung. Wer sich mit gleichrangigen Kollegen kurz schließt, verliert Haare, erhöht aber das Niveau des Outputs.

Andererseits gibt es Dinge, die einen enorm nerven. Die Selbstnabelschau, die Vorstellung, die Hochschule sei ein Wert an sich, die große Angst des Gesichtsverlustes, das Zelebrieren der Form, die im Universitätsbetrieb nicht unüblich sind, bringen diese nicht wirklich weiter. Die Universität, die ich kenne, kann nur deshalb überleben, weil Zeitdiebstahl nicht strafbar ist. Wäre er strafbar, könnten einige sich warm anziehen. Universitäten sind steuerfinanziert und der Blick auf den Output ist da nicht wissenschaftszerstörend.

Weniger Theater, weniger Schein, mehr Ergebnisse, mehr Kreativität und Produktivität, geringere formelle Hürden, mehr wissenschaftliche Kontinuität, weniger Tagespolitik, stärkere Längsfristigkeit würden der Universität sicher guttun.

Die Frage, ob die Universität forschungsadäquat organisiert ist, ist dabei kein Selbstzweck. Man darf nicht darauf vertrauen, es würde schon alles gut werden. Ich bin persönlich felsenfest davon überzeugt, dass wir aufgrund unserer Strukturen in den letzten Jahrhunderten mehrfach durch falsche Personalauswahl und falsche Sachentscheidungen, Forschungsergebnisse verschüttet haben, die wir nicht verschüttet hätten, wenn wir uns richtig entschieden hätten.

Die Universität ist ein eigener Mikrokosmos, in dem man gut leben kann ohne in irgendeine Berührung mit der Außenwelt zu kommen und ohne einen eigenen Output zu generieren. Es gibt eigene Spielregeln, es gibt

Gerüchte, es gibt Gezicke und ein eigenes soziales Netzwerk, dessen räumliche Campusnähe, für einige überhaupt mitunter der einzige Grund zu sein scheint an die Universität zu kommen. Hat man das Privileg als Hochschullehrer am Sozialleben teilzunehmen, stehen da Dinge über einen drin, die einem selbst bis dahin unbekannt waren.

Nimmt man am universitären Sozialleben teil, mit seinen Gerüchten und seinen Regeln ist man in der Regel so erschöpft, dass man gar nicht mehr dazu kommt, fachlichen Forschungsaufgaben nachzukommen. Ist man Jurist, hat man die Wahl Aufsätze zu schreiben und Kommentare zu verfassen und den Ruf zu bekommen, man sei zwar ganz nett, wissenschaftlich aber kein echter Knaller oder man hat die Wahl, keine Aufsätze und Kommentare zu schreiben, dafür aber rülig am Eigenleben der Universität teilzunehmen und sich den Ruf zu erarbeiten, man würde hervorragende Aufsätze und Kommentare verfassen.

Wissenschaft verlangt Beweglichkeit, Beweglichkeit verlangt Veränderung, nicht jede Veränderung ist eine Verbesserung.

Befindet man sich in der vierten Dekade des wissenschaftlichen Lebens, ich bin Student der Rechtswissenschaft im 65. Fachsemester, meint man, Entwicklungen und Veränderungen ausmachen zu können. Abgesehen davon, dass früher alles besser war, erscheint zumindest einiges tatsächlich besser gewesen zu sein.

Eine der wesentlichen Verschiebungen liegt in der Mutation der Forschungsaufgaben zum Projekt. Die Vielfältigkeit des Begriffs des Projekts ist atemberaubend. Früher schrieb ich ein Lehrbuch, verfasste einen Aufsatz, organisierte eine Tagung, heute verfolge ich ein Projekt. Die Tagung, das Buch, der Aufsatz sind das Projektergebnis. Projektergebnisse sind dabei nicht essenziell wichtig, wichtig sind die Projektziele, das Projektkonzept, die Projektskizze, die Projektfinanzierung, die Projektmethode, das Projektmanagement und die

Projektvermarktung. Kommt dabei etwas raus, ist das schön, aber nicht wirklich wichtig, es bleibt ja, dass man sich mit diesem Projekt beschäftigt hat.

Das Projekt ist deshalb so berauschend, weil es ein wissenschaftliches Prinzip zum Gegenstand macht, die Suche mit offenen Ergebnissen, der Weg wird zum Ziel. Das ist wissenschaftsadäquat. Was nicht überzeugt, ist die extreme Bauchnabelschau und allein die Beschäftigung als solche zum Ziel zu machen und die Relevanz der Ergebnisse so stark auszublenden.

Die zweite wesentliche Veränderung im Wissenschaftsbetrieb ist die Erwartung an einen Geisteswissenschaftler, er möge bitte beachtliche Drittmittel einzuwerben. Als treuer Staatsdiener habe ich mich diesem Wunsch nicht entzogen, sondern in jungen Jahren mehrere Anträge gestellt und bin kläglich gescheitert. Bei der DFG beispielsweise wurde mir ein Antrag zur Struktur der parlamentarischen Kontrolle der Nachrichtendienste abgelehnt, mit dem Hinweis, ich hätte die rechtsvergleichende Betrachtung zu sehr ausgeblendet. Der zweite DFG-Antrag zum Umsetzungsspielraum der Datenschutzrichtlinie, wurde nicht uneingeschränkt befürwortet, weil die Rechtsvergleichung zu stark betont worden sei. Mein dritter Antrag, mit der Frage nach der Reichweite des Datenschutzes für juristische Personen wurde von einem der zwei Gutachter negativ beschieden, mit der Begründung, ich sei im Datenschutz ein völlig unbekanntes Licht. Dies ist gemessen an einem materiellen Maßstab sicher zutreffend, an einem formellen würde ich doch gerne zu der Ehrenrettung meiner eigenen Person als auch der Institution, die mir Schutz, Brot und Arbeitsmöglichkeiten gibt darauf hinweisen dürfen, dass ich der einzige Hochschullehrer war, der im März dieses Jahres als Sachverständiger zum neuen BDSG vom Bundestag eingeladen wurde. Alles andere waren Datenschützer und Praktiker.

Drittmittelanträge an die DFG habe ich nun aufgegeben, wobei ich wohl nicht der Einzige war. Zu meiner Erheiterung kam auf der letzten Staatsrechtslehrertagung vor vier Wochen ein Vertreter der DFG und wies darauf hin, dass das Auftragsvolumen der Juristen bei der DFG auf einem Tiefstand und wir seien inständig aufgefordert, doch wieder Anträge zu stellen. Schauen wir mal.

Die zunehmende Skepsis der Drittmittel in dem Wissenschaftsbereich, für den ich verantwortlich zeichne, ist nachvollziehbar. Mit Forschungsförderung hat das nichts zu tun. Wissenschaft wird vom Verfassungsrecht definiert als die Suche nach Wahrheit nach methodischen Regeln. Will man die Richtlinien für Anträge der Drittmittel sachgerecht erfüllen, kann man einen Antrag nur stellen, wenn man schon weiß, was man hervorbringen will. Das einzige Ungewisse an einem sachgerechten Antrag ist die Frage der Bewilligung, nicht aber die Antwort auf die formulierte wissenschaftliche Frage.

Hätte Michelangelo für das Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle einen Drittmittelantrag stellen wollen, wenn man jetzt einmal davon ausgeht, dass Kunst und Wissenschaft ähnliche Strukturen besitzen, hätte er eine Skizze einreichen müssen, die etwa dem entspricht, was wir bei Malen nach Zahlen als Häkelmuster heute in jedem Ramschladen kaufen können.

Die wissenschaftliche Frage muss schon vor der Antragstellung beantwortet sein. Bekommt man dann die Mittel bewilligt, kann man sie dann dafür verwenden, die gefundenen Ergebnisse aufzuhübschen und darzustellen und zudem einer neuen Fragestellung nachzugehen, für die man dann wiederum, wenn man ein plausibles Ergebnis gefunden hat, einen neuen Drittmittelantrag stellen kann.

Drittmittelanträge leben davon, dass der Staat Gelder nicht gleichmäßig nach formalen Kriterien zwischen den Wissenschaftlern verteilt, sondern



pauschal wissenschaftlich organisierten Einrichtungen gibt, die diese dann gezielt konzentriert ausschütten. Der Gedanke ist abstrakt gesehen nicht falsch, seine Realisierung hakt daran, dass das Vergabeverfahren seinen eigenen Anspruch nicht erfüllen kann und man daher das Auswahlverfahren auf Elemente konzentriert, die nicht wissenschaftsadäquat sind.

Was mich anlässlich des heutigen Abends interessieren würde, wäre die Frage, noch nach welchen Regeln eigentlich die Verleihung von akademischen Preisen erfolgt. Bekommt man ihn, weil die Jury glaubt, man habe Großes geleistet oder weil sie erkannt hat, dass Großes geleistet hat. Da ich schon Mitglied in einigen Juris war, weiß ich, dass beides vorkommt. Wie auch immer die Auswahl im Einzelfall fällt, in beiden Fallgestaltungen ist schwierig, den Preis zu erhalten und man kann mit Fug und Recht stolz darauf sein, die Kriterien erfüllt zu haben. Ich möchte daher nicht schließen, ohne Ihnen ganz herzlich zu diesem Erfolg zu gratulieren.